

Paganini | Prinzing | Serong [Hrsg.]

Wissen kommunizieren

Ethische Anforderungen an die Kommunikation
zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

Kommunikations- und Medienethik

herausgegeben von

Alexander Filipović

Christian Schicha

Ingrid Stapf

Band 20

Claudia Paganini | Marlis Prinzing
Julia Serong [Hrsg.]

Wissen kommunizieren

Ethische Anforderungen an die Kommunikation
zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

unter Mitarbeit von Stefan Kosak



Nomos



Onlineversion
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-8846-0 (Print)

ISBN 978-3-7489-3406-6 (ePDF)

Bis Band 4 erschienen bei Beltz Juventa, Weinheim.

1. Auflage 2023

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2023. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort

Die vorliegende Publikation vereinigt die Beiträge der Jahrestagung „Wissen kommunizieren. Ethische Anforderungen an die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“ der *DGPuK-Fachgruppe Kommunikations- und Medienethik* und des *Netzwerks Medienethik*, die in Kooperation mit der *Akademie für politische Bildung Tutzing* und dem *Zentrum für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft* im Jahr 2022 von der Hochschule für Philosophie als Online-Tagung durchgeführt wurde.

Neben den Teilnehmer:innen möchten wir vor allem auch dem Vorbereitungsteam der Tagung und unserer Fachgruppe für inhaltliche Anregungen und Unterstützung sowie die zahlreichen Vorarbeiten im Vorfeld der Veröffentlichung dieses Bandes danken. Unser besonderer Dank gilt Stefan Kosak, der maßgeblich an den redaktionellen Arbeiten für die Drucklegung beteiligt war. Wir freuen uns, mit diesem Tagungsband einen weiteren Beitrag für die von Alexander Filipović, Christian Schicha und Ingrid Stapf herausgegebene Schriftenreihe *Kommunikations- und Medienethik* leisten zu dürfen.

Darüber hinaus danken wir auch dem Nomos-Verlag für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und die sorgfältige Bearbeitung des Manuskripts.

Die Herausgeberinnen

Inhalt

Einleitung: Wissen kommunizieren. Ethische Anforderungen an die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft	11
<i>Stefan Kosak, Claudia Paganini, Marlis Prinzing, Julia Serong</i>	

Teil I: Normative Überlegungen zum Wissenschaftsjournalismus

„Machen wir jetzt alle Wissenschaftsjournalismus?“ – zur Epistemisierung des Journalismus	27
<i>Annette Leßmöllmann</i>	

Vom neutralen „Übersetzer zwischen den Welten“ zur engagierten „Kuratorin im Zukunftspavillon“ – Kontextualisierung als Schlüssel für angemessene Emotionalisierung im Wissenschaftsjournalismus	41
<i>Stefan Einsiedel, Rüdiger Funiok</i>	

Teil II: Empirische und anwendungsorientierte Beiträge zum Wissenschaftsjournalismus

Wirklich ausgewogen oder False Balance? Einschätzungen zu Journalismus und Wissenschaftlichkeit	57
<i>Marlis Prinzing</i>	

Journalistisches Framing im ethischen Dilemma	73
<i>Beatrice Dernbach</i>	

Welche Normen der Wissenschaftskommunikation kennen Journalist:innen? Eine Analyse aktueller Befragungsdaten vor dem Hintergrund standespolitischer Selbstverständnisdebatten	87
<i>Anea Meinert, Lars Rademacher, Alexander Güttler</i>	

Teil III: Normative Überlegungen zur Wissenschaftskommunikation

Zur Ethik von Wissenschaftskommunikation <i>Larissa Krainer</i>	103
Wissenschaftskommunikation in der intermedialen Öffentlichkeit: Drei Denkanstöße mit Hannah Arendt <i>Linda Sauer</i>	117
Eine Pflicht zur externen Wissenschaftskommunikation? <i>Daniel Eggers</i>	131
Zur Wissenschaftskommunikation verpflichtet? Impulse für eine reflexive Ethik der Wissenschaftskommunikation <i>Julia Serong</i>	143
„Nice to have“ oder wissenschaftsethische Norm? Verständlichkeit in der Kommunikationswissenschaft: Bedeutung – Messung – Förderung <i>Horst Pöttker</i>	157

***Teil IV: Empirische und anwendungsorientierte Beiträge zur
Wissenschaftskommunikation***

Eine Projektwebseite als Ort der Wissenschaftskommunikation – Potenziale und Grenzen <i>Eva-Maria Roehse, Arne Freya Zillich, Daniela Schlütz, Wiebke Möhring, Elena Link</i>	177
Ebenen der Verantwortung für Wissenschaftskommunikation am Beispiel einer Maßnahme zur CO ₂ -Reduktion <i>Michael Litschka</i>	191

Zwischen Ethik des Gemeinwohls und strategischer Profilierung: Rollenselbstverständnisse und Qualitätskriterien in der Hochschulkommunikation	203
<i>Silke Fürst, Sophia Charlotte Volk, Mike S. Schäfer, Daniel Vogler, Isabel Sörensen</i>	
Expertise und Positionierung. Erwartungen an Interaktionsrollen als möglicher Konfliktpunkt in der externen Wissenschaftskommunikation	217
<i>Niklas Simon, Maike Sängler</i>	
Autor:innen	229

Einleitung: Wissen kommunizieren. Ethische Anforderungen an die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

Stefan Kosak, Claudia Paganini, Marlis Prinzing, Julia Serong

Die Entwicklung der modernen Wissenschaften liest sich wie eine Erfolgsgeschichte. Neben einer Vielzahl an technischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Errungenschaften, die zu einer deutlichen Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen beigetragen haben, sorgen die Geistes- und Sozialwissenschaften dafür, dass innerhalb der einzelnen Disziplinen sowie diese übergreifend ein immer präziseres Verständnis von Zusammenhängen geschaffen wird, das – idealer Weise – dazu beitragen kann, Kollektive in einem inklusiven Sinn gerechter zu machen. Dennoch ist das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft angespannt. Hiervon zeugt nicht zuletzt eine aufgeregte öffentliche Debatte, in der sich zunehmend Stimmen hervortun, die der Wissenschaft und ihren Protagonist:innen skeptisch oder gar feindlich gegenüberstehen. Exemplarisch hierfür ist die Leugnung des Klimawandels oder der Corona-Pandemie zu nennen. Mit dem Vorwurf der Verbreitung sogenannter „Fake News“ werden nicht nur politische Standpunkte diskreditiert, sondern zunehmend auch wissenschaftliche Positionen. All dies legt den Schluss nahe, dass zumindest in Teilen der Bevölkerung das Vertrauen in bisher anerkannte Autoritäten – seien das Institutionen oder Personen – schwindet, ein bedingungsloser gesellschaftlicher Rückhalt für die Wissenschaft kann nicht (länger) vorausgesetzt werden.

Die gegenwärtige gesellschaftliche Situation scheint in gewisser Weise paradox: Großen wissenschaftlichen Erfolgen stehen mitunter starke Vorbehalte gegenüber ebendiesen Erkenntnissen gegenüber. Aufgrund der Diskrepanz zwischen dem tatsächlichen Wirken und der öffentlichen Wahrnehmung muss die Wissenschaft heute mehr denn je um Anerkennung kämpfen. Von dieser Situation geht eine Gefahr für demokratische Prozesse aus sowie – wenngleich möglicherweise weniger drängend – für das erfolgreiche Fortbestehen der Wissenschaften selbst. Denn die wissenschaftliche Arbeit ist nur mithilfe einer breiten Unterstützung durch öffentliche Gelder möglich, über deren Verteilung die Politik entscheidet. Auf die Beständigkeit dieser Zuwendungen kann sie sich folglich nur

verlassen, wenn es hinsichtlich der Bedeutung und der Wertschätzung der Wissenschaft einen breiten gesellschaftlichen und damit auch politischen Konsens gibt. In Zeiten von Sparmaßnahmen und knappen Budgets sind Wissenschaftler:innen darüber hinaus häufig auf die Unterstützung durch Unternehmen und private Geldgeber angewiesen. Ihnen allen kann diese bedrohliche Entwicklung daher schon aus eigenem Interesse nicht gleichgültig sein. Gleiches gilt für die Gesellschaft insgesamt, sofern sie sich einem aufgeklärten, wissenschaftlichen Weltbild verpflichtet fühlt und auf die informierte demokratische Mitbestimmung der Bürger:innen baut.

Vor diesem Hintergrund wird seit geraumer Zeit eine engagierte Debatte über die Ursachen und Lösungsansätze für wissenschaftsfeindliche Tendenzen geführt. Angesichts der grundsätzlichen Integrität und Leistungsfähigkeit der wissenschaftlichen Disziplinen gerät hierbei vor allem deren öffentliche (Selbst-)Darstellung als mögliche Ursache in den Blick. Zwar mögen auch gelegentliche Skandale des Wissenschaftsbetriebs zu einem gewissen Vertrauensverlust beitragen. Aber welcher dringender Klärungsbedarf hinsichtlich der in diesem Kontext zu stellenden medien-, wissenschafts- und technikethischen Fragen besteht, hat sich nicht zuletzt daran gezeigt, dass im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie Forschungsergebnisse unter hohem Zeitdruck und teilweise noch vor der Prüfung durch die Fachcommunity als so genannte „Preprints“ veröffentlicht wurden. Es tauchten Studien von unterschiedlicher Qualität auf, die über verschiedene Netzwerke verbreitet wurden und Gültigkeit beanspruchten. Die Verunsicherung, mit der die Bevölkerung reagierte, war groß, und es stellt sich u.a. die Frage, bis zu welchem Punkt eine Gesellschaft in der Lage ist, mit einer derartigen Fülle an ebenso vielfältigen wie widersprüchlichen Informationen umzugehen.

Auch der bisher erfolgte Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, der wesentlich durch den Wissenschaftsjournalismus mitbestimmt wird, rückt in den Fokus. Dieser wird von Kommunikator:innen mit unterschiedlichen beruflichen Hintergründen (Wissenschaftsjournalismus, Wissenschafts-PR, Wissenschaftsmanagement etc.) betrieben und unterliegt insofern der Logik der jeweiligen Profession. Gerade in den vergangenen Jahren hat die allgegenwärtige Pandemie-Debatte nicht nur wichtige Themenfelder wie den Klimadiskurs oder die Energiepolitik in den Hintergrund gedrängt, sie hat auch dazu geführt, dass häufig dieselben Expert:innen zu Wort kamen, namentlich solche aus Virologie, Epidemiologie und Immunologie, flankiert von der Politik und einigen wenigen Lobbyist:innen. Es gilt zu klären, ob es hierdurch zu einer Diskursverengung gekommen ist und wie gewährleistet werden kann, dass verschiedene wissenschaftliche Perspektiven öffentlich Raum bekommen, wie vernach-

lässigte Problemstellungen ins Zentrum gerückt und unterrepräsentierte Stimmen hörbar gemacht werden können.

Die mediale Berichterstattung über Wissenschaft, also der Wissenschaftsjournalismus, sieht sich mit einer Reihe von Erwartungen konfrontiert: Er möge dazu beitragen, das Vertrauen in die Wissenschaft zu stärken bzw. verloren gegangenes Vertrauen zurückzugewinnen, außerdem anspruchsvolle fachspezifische Erkenntnisse einem breiten Publikum zugänglich machen. Kurz: Der Wissenschaftsjournalismus soll die Kluft zwischen einer auf sich selbst bezogenen, hochspezialisierten Wissenschaftsgemeinschaft und der breiten Öffentlichkeit überwinden. Auf der Suche nach den Orten, nach dem Wo des Wissenstransfers, rücken die verschiedenen Medien und ihre Berichterstattung über Wissenschaft in den Blick. Ebenso ist nach dem Wann zu fragen, also danach, wie sich die zeitliche Dimension bzw. konkrete Zeitpunkte und die mit ihnen verbundenen Umstände darauf auswirken, was eine Kommunikation unter dem Vorzeichen der Krise ausmacht. Geht man davon aus, dass Krisenkommunikation schnell, effektiv und einfach sein muss, ist anzunehmen, dass es im Zuge der Komplexitätsreduktion zu problematischen Vereinfachungen kommt. Es bleibt aber zu klären, wann der richtige Moment sein könnte, diese einzufordern bzw. herzustellen. Der Wissenschaftsjournalismus hat jedenfalls gerade in Krisenzeiten deren besondere Erfordernisse zu berücksichtigen. Exemplarisch hierfür steht die aufwendige (graphische) Aufbereitung von wissenschaftlichen Zusammenhängen und Kennzahlen im Zusammenhang mit der Covid-Pandemie durch Datenjournalismus, wodurch komplexe Zusammenhänge anschaulich und damit (leichter) begreifbar gemacht werden sollten.

Darüber hinaus sieht sich der Wissenschaftsjournalismus nicht mehr nur mit der Erwartung konfrontiert, fachspezifische und anspruchsvolle wissenschaftliche Erkenntnisse für all jene Menschen verständlich zu machen, die – unabhängig davon, ob sie in einer anderen Disziplin wissenschaftlich tätig sind oder nicht – keine Experten, sondern Laien sind. Im Zuge des verstärkten öffentlichen Interesses in Krisenzeiten wird an den Wissenschaftsjournalismus zunehmend auch die Aufgabe herangetragen, über laufende wissenschaftliche Debatten adäquat zu berichten. Die Berichterstattung soll einerseits auch abweichende Stimmen zu Wort kommen lassen, um zu verdeutlichen, dass akzeptierte wissenschaftliche Positionen kontrovers diskutiert werden und sich fortlaufend der Kritik innerhalb der *scientific community* stellen müssen. Andererseits muss die Berichterstattung aber darauf bedacht sein, Positionen, die nicht den wissenschaftlichen Qualitätsstandards entsprechen, keine große Bühne zu bereiten. Denn dies würde ebenso dazu führen, dass von der wissenschaftlichen

Debatte ein Zerrbild entsteht. Der Wissenschaftsjournalismus steht damit insgesamt vor der schwierigen Aufgabe, eine Balance zu finden zwischen Verständlichkeit und Komplexität sowie zwischen einer adäquaten Darstellung von Kontroversen und der Berücksichtigung von wissenschaftlichen Qualitätsansprüchen.

Neben dem Wissenschaftsjournalismus steht eine weitere Form des Austauschs zwischen Wissenschaft und Gesellschaft auf dem Prüfstand, und zwar die externe Wissenschaftskommunikation, die unmittelbar von den einzelnen Wissenschaftler:innen, Hochschulen und Forschungszentren ausgeht. Die Kritikpunkte betreffen in dieser Hinsicht vor allem Umfang und Intensität der erfolgten Kommunikation. Angesichts der in der Gesellschaft persistierenden Zweifel an der Wissenschaft wächst der Eindruck, man habe sich im Inneren des sprichwörtlichen Elfenbeinturms zu wenig um einen unmittelbaren Austausch mit der Gesellschaft bemüht. Hier könnte eine weitere Ursache für die problematische Entwicklung begründet sein. Aufgrund einer zu starken Fokussierung auf den innerwissenschaftlichen Austausch hat man sich offenbar allzu lang auf die Strahlkraft von Forschungserfolgen und die daran anknüpfenden gesellschaftlichen Innovationen verlassen, hat allzu sehr auf das erfolgreiche Wirken der Wissenschaft vertraut und darüber die Kommunikation und die explizite Vermittlung vernachlässigt. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Entwicklungen muss man sich wohl eingestehen, dass die Erfolge und das erfolgreiche Wirken der Wissenschaft offenbar nicht ausreichen, um deren Akzeptanz und Rückhalt in der Gesellschaft zu sichern. Wissenschaftliche Erfolge sprechen nicht länger für sich selbst – oder zumindest nicht für jede:n.

Und so wächst die Einsicht, dass sich die Wissenschaft heute stärker um die Unterstützung ihres Tuns bemühen muss, wenn sie ihren Geltungsanspruch und gesellschaftlichen Einfluss behaupten möchte. Mit Blick auf den Austausch mit der Gesellschaft wird nunmehr von der Wissenschaft selbst eine aktivere Rolle eingefordert. Dabei geht es nicht ausschließlich um eine anschauliche Darstellung von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Mehr als früher gilt es auch, die Methoden und Forschungsprozesse begreifbar zu machen, welche die wissenschaftliche Arbeit auszeichnen. Angesichts einer zweifelnden Einstellung sehen sich Forscher:innen zunehmend mit der Erwartung konfrontiert, ihr Schaffen nicht mehr nur vor der wissenschaftlichen Gemeinschaft (*scientific community*) zu vertreten, sondern auch der breiten Bevölkerung verständlich zu machen. Anders als früher wird von der Wissenschaft und deren Akteur:innen eine engagierte Vermittlung ihres Schaffens „nach außen“, d. h. gegenüber den Bürger:innen erwartet. Eine transparente und anschauliche Darstellung der zugrun-

de liegenden, für die Öffentlichkeit jedoch weitgehend unsichtbaren Prozesse soll das Vertrauen in die Wissenschaft stärken und ihr so auch weiterhin die notwendige Unterstützung sichern. Es besteht die Hoffnung, dass mit einem besseren Verständnis von Forschungsergebnissen und Abläufen das Vertrauen in die Wissenschaft wieder wächst. Exemplarisch für diese Bemühungen stehen Formate wie Wissenschafts-Podcasts, Science-Slams etc. Sie zeugen davon, dass sich die Wissenschaft vermehrt um Zugänglichkeit für ein breiteres Publikum bemüht und die Bürger:innen nicht nur als Nutznießer:innen, sondern auch als interessierte Beobachter:innen ihrer Arbeit wahrnimmt. Bestehende publikumswirksame Formate sehen sich zudem mit gesteigerten Erwartungen konfrontiert. Sie sollen nicht mehr nur unterhalten, sondern ein tieferes Verständnis der Wissenschaftspraxis fördern.

Die skizzierten Erwartungen gegenüber dem Wissenschaftsjournalismus und der Wissenschaftskommunikation werfen ihrerseits eine Reihe anspruchsvoller Fragen auf: Wieviel Transparenz braucht Wissenschaftskommunikation, insbesondere bei unsicheren Ergebnissen aus laufenden Forschungsprozessen und bei ungeprüften Thesen? Welche Kommunikationsweise stellt sicher, dass das Publikum ernst genommen wird? Wird der nötige Spielraum zugestanden, sich gemeinsam über normative Implikationen auszutauschen, oder werden bestimmte Imperative bzw. die mit ihnen verbundenen Rollenerwartungen schlichtweg vorausgesetzt? Und es gilt zu diskutieren, wozu Wissen kommuniziert wird, welche Akteur:innen aus den Bereichen Forschung, Wirtschaft, Politik und Medien welche Interessen verfolgen und ob diese legitim sind. Neben der Verständlichkeit der Darstellung werden an dieser Stelle auch Prinzipien wie beispielsweise „Transparenz“ und „Wahrhaftigkeit“ relevant – also Themenbereiche, die in den Kompetenzbereich der Medienethik fallen.

Mit Blick auf die Fragen zur Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft verfügt gerade die Disziplin der Medienethik über wertvolle Ressourcen, mit denen mehr Orientierung geschaffen werden kann, was auch als entsprechender Auftrag an sie aufgefasst wird.

Ziel des Bandes ist es, angesichts der jüngsten gesellschaftlichen Entwicklungen die vielfältigen Facetten des Kommunizierens von Wissen sowie die daraus entstehenden Herausforderungen z. B. für die Akteur:innen und für die Bevölkerung einzuordnen, Anschlusspunkte für die Praxis aufzuzeigen sowie Risiken, Fehlentwicklungen und Perspektiven deutlich zu machen.

Die in diesem Band versammelten Beiträge gehen auf die Fachtagung „Wissen kommunizieren. Ethische Anforderungen an die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“ zurück. Die Tagung wurde im

Februar 2022 an der Hochschule für Philosophie in München, aufgrund der pandemischen Lage jedoch online, durchgeführt. Ein Anliegen des Bandes ist es, die verschiedenen Beiträge systematisch aufeinander zu beziehen, um eine fruchtbare medienethische Debatte anzuregen und eine fundierte (medienethische) Einordnung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen zu ermöglichen. Die einzelnen Artikel zeichnen sich neben einem medienethischen Fokus durch ihre interdisziplinäre Ausrichtung aus. Auf diese Weise soll die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in ihren unterschiedlichen Facetten und Dimensionen ergründet werden. Die interdisziplinären Einflüsse reichen von der philosophischen Ethik über Journalismus und Kommunikationswissenschaft bis hin zu Politikwissenschaft und Ökonomie. Aufgrund dieser interdisziplinären Ausrichtung ist eine hohe Anschlussfähigkeit an die Debatten in angrenzenden Disziplinen zum (kommunikativen) Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu erwarten.

Die Beiträge dieses Bandes tragen zum einen zur theoretischen Auseinandersetzung mit der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft bei, indem sie ausgewählte Konzepte für diesen Themenkomplex erschließen sowie insbesondere die Frage nach den grundlegenden normativen Anforderungen an den Wissenschaftsjournalismus und die (externe) Wissenschaftskommunikation erhellen. Zum anderen beleuchten sie das Selbstverständnis der Akteur:innen in den genannten Bereichen. Hierdurch wird eine Grundlage geschaffen, um konkrete Realisierungsmöglichkeiten der normativen Anforderungen in verschiedenen Anwendungsbereichen zu erarbeiten. Die Beiträge zielen somit auch auf eine Verbindung zwischen generellen theoretischen und spezifischeren praxisbezogenen Gesichtspunkten ab.

Der Band ist in vier Abschnitte unterteilt, wobei die Beiträge oft Bezüge zum Fokus der anderen Bereiche aufweisen. Die inhaltliche Struktur unterscheidet die beiden Gegenstandsbereiche Wissenschaftsjournalismus – bzw. die ethischen Anforderungen an Journalist:innen – und externe Wissenschaftskommunikation – bzw. die ethischen Anforderungen an kommunizierende Wissenschaftler:innen. Die Beiträge nehmen zudem zweierlei Perspektiven ein. Ein Teil ist programmatischer Natur, hier geht es um grundlegende normative Anforderungen im jeweiligen Gegenstandsbereich. Ein anderer Teil befasst sich mit der konkreten Realisierung der normativen Anforderungen in bestimmten Anwendungskontexten. Dementsprechend folgen auf die die normativen Grundsätze des Wissenschaftsjournalismus (Teil I) in Teil II Beiträge zur Realisierung der normativen Anforderungen in unterschiedlichen Kontexten des Wissenschaftsjournalismus. Die Beiträge in Teil III thematisieren die normativen Grundsätze

der Wissenschaftskommunikation, gefolgt von der Auseinandersetzung mit der Realisierung der normativen Anforderungen in den unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaftskommunikation in Teil IV.

Annette Leßmöllmann eröffnet den Reigen der Beiträge mit einer grundsätzlichen Analyse zur Epistemisierung des Journalismus. Eingeleitet durch die Frage „Machen wir jetzt alle Wissenschaftsjournalismus?“ (27) analysiert sie die Chancen und Risiken der zu beobachtenden Verwissenschaftlichung der Gesellschaft für den Journalismus. Sie erörtert die Verankerung von Wissenschaftsthemen als Querschnittsthemen in allen Ressorts sowie eine ihrer Ansicht nach zudem notwendige Neuverortung des Wissenschaftsjournalismus. Die Autorin leitet daraus generelle Forderungen für den Journalismus – z. B. die Wissenschaftskompetenz stärker auch in den allgemeinen Journalismus-Ausbildungen zu schulen, und damit auch die Fähigkeit, wissenschaftliche Aussagen auf ihre Plausibilität hin zu prüfen – sowie speziell für den Wissenschaftsjournalismus ab. Er sei nicht einfach ein Exportartikel für andere Ressorts, sondern erfordere profunde Kompetenzen, um Forschungsbefunde einzuordnen und um einzuschätzen, wann Wissenschaft politisiert und medialisiert auftritt und wann wissenschaftliche Expertise durch Erfahrungs- und Praxisexpertise zu ergänzen ist, wann also der Agrarwissenschaftler und wann die Landwirtin zu Wort kommen müsste.

Stefan Einsiedel und *Rüdiger Funiok* plädieren in ihrem Diskussionsbeitrag zum Berufsethos des Wissenschaftsjournalismus für das Rollenverständnis einer „engagierten Kuratorin“ (43). Die kuratierende Wissenschaftsjournalistin versteht ihre Veröffentlichungen als Beiträge zu einem „Zukunftspavillon“ (46), der als neutraler Ort der Information und Begegnung unterschiedlicher Bevölkerungsschichten und Wissenschaftsdisziplinen dienen könne. Dafür erinnern die Autoren zunächst an die Bedeutung des freien Kommunikationsflusses für die Zukunftsfähigkeit demokratischer Gesellschaften und unterstreichen die Rolle von Emotionen bei der gesamtgesellschaftlichen Meinungsbildung, wobei sie zwischen einer „verfrühten“ und einer „sachgerechten Emotionalisierung“ (46) unterscheiden. Wesentliche Voraussetzung für eine angemessene Emotionalisierung im Wissenschaftsjournalismus sei die richtige Kontextualisierung von Informationen. Die Autoren benennen hierfür eine Reihe von Kriterien und bringen eine erste „Checkliste“ ins Gespräch, die es Wissenschaftsjournalist:innen erleichtern soll, sich am Idealbild der „engagierten Kuratorin im Zukunftspavillon“ zu orientieren.

*Marlis Prinzing*s Beitrag zu einer „False Balance“ (58) im (Wissenschafts-)Journalismus leitet die Auseinandersetzung mit anwendungsbezogenen Fragen des Wissenschaftsjournalismus in Teil II ein. Nach Prinzing

ist die „False Balance“ kein neues Phänomen; angesichts der Abwägung zwischen wirklicher Ausgewogenheit und fehlgeleiteter Balance gewinnt es allerdings neu an Brisanz, da eine „False Balance“ in der medialen Berichterstattung Schaden anrichten könne, indem sie etwa faktenbasiertes Handeln beeinträchtigt. Prinzing beschreibt den Problemkontext hierbei zunächst aus den Perspektiven wissenschaftlicher und journalistischer Kommunikation und knüpft hieran die Frage nach einer multiplen, berufsethischen Verantwortung des Journalismus. Diesen Gedanken vertieft sie anhand konkreter Themen-Beispiele, bei denen die mediale Vermittlung wissenschaftlicher Befunde in einem politisch aufgeheizten, krisenhaften Umfeld erfolgt, wie es z. B. bei der Corona- oder Klimawandel-Berichterstattung der Fall war. Im Anschluss daran entwickelt Prinzing ein Modell für eine „sachgerechte Ausgewogenheit“ (65). Es soll eine professionelle Selbstvergewisserung darüber anstoßen, ob man, wenngleich vielleicht in guter Absicht, ein fatales Ungleichgewicht erzeugt.

Im darauffolgenden Beitrag identifiziert *Beatrice Dernbach* die Coronapandemie als ein exzellentes Beispiel für gesundheitliche Risikokommunikation. Diese sei einerseits nicht ideal verlaufen, da die Medienschaffenden unter erschwerten Bedingungen arbeiten mussten. Andererseits waren Medien für Politiker:innen und Wissenschaftler:innen der primäre Kommunikationskanal und für die Bürger:innen die wichtigste Nachrichtenquelle. Dernbach zufolge wurden in diesen Kommunikationsprozessen deutlicher denn je spezifische Frames geprägt. Hierbei habe es sich um kognitive Schemata gehandelt, die mehr oder weniger bewusst strategisch eingesetzt wurden. Dernbach stützt ihre Analyse auf mehrere Teilstudien, die das Framing des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder und des Präsidenten des Robert Koch-Instituts Lothar H. Wieler untersuchen. Die Auswertung der Berichterstattung einer Regionalzeitung zeige darüber hinaus, dass Frames häufig direkt und indirekt zitiert wurden. Mit Blick auf zukünftige Krisen bedürfe es daher Konzepte, wie Journalist:innen und Redaktionen ihre Unabhängigkeit gegenüber solchen Versuchen der (politischen) Einflussnahme wahren können. Hierfür skizziert sie Prämissen eines diskursethisch fundierten Krisenplans.

Die Diskussion von anwendungsbezogenen Fragen des Wissenschaftsjournalismus wird durch die Ergebnisse einer Befragung von Journalist:innen komplettiert. *Anea Meinert*, *Lars Rademacher* und *Alexander Güttler* erheben vor dem Hintergrund der gestiegenen Bedeutung wissenschaftlicher Erkenntnisse in der öffentlichen Diskussion, welche Normen der Wissenschaftskommunikation Journalist:innen kennen, welche ihnen besonders wichtig sind und ob sie Bedarf für eine Erweiterung oder Ergänzung der bestehenden Kodizes sehen. Die Befragung zeige einerseits eine hohe

Unsicherheit bezüglich der Inhalte des Pressekodex. Uneinigkeit bestehe hingegen bezüglich der Einschätzung des Bedarfs nach neuen Normen: Rund die Hälfte der knapp 100 Befragten sehe diesen deutlich; die andere Hälfte sei der Überzeugung, dass die bestehenden Normen ausreichten, wobei es aber an deren Kenntnis und Anwendung fehle. Zusätzlichen Schulungsbedarf würden die Befragten daraus aber nicht ableiten. Weitere Ergebnisse der Erhebung betreffen den Umgang mit Unsicherheit von Forschungsergebnissen und die Qualitätssicherung.

Larissa Krainer eröffnet die normativen Überlegungen zur Wissenschaftskommunikation und damit den dritten Teil des Bandes mit der Frage, ob sich Wissenschaftskommunikation als ethische Pflicht begreifen lässt. Ein ethischer Auftrag zur Wissenschaftskommunikation lasse sich sowohl aus dem historisch gewachsenen innerwissenschaftlichen Verständnis von Wissenschaft als auch aus gesetzlichen Normierungen und demokratiepolitischen ethischen Überlegungen ableiten. Für die Strukturierung der Debatte zieht Krainer zwei Modelle aus der Kommunikations- und Medienethik sowie der Wissenschaftskommunikation heran. Ausgehend hiervon entwickelt sie, um zentrale Aufgaben zu konkretisieren, den Vorschlag, ein Konzept verteilter Verantwortung zwischen Wissenschaft und bestehenden Professionen innerhalb der Wissenschaftskommunikation anzuwenden. Zudem gelte es, verstärkt transdisziplinäre Forschungsmodelle zu etablieren, die auf eine Verständigung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft abzielen, sowie wissenschaftliche Initiativen zu stützen, die sich als Drehscheiben für fachspezifische öffentliche Kommunikation verstehen.

Im darauffolgenden Beitrag argumentiert *Linda Sauer*, dass die Wissenschaftskommunikation im Zeitalter der digitalen Transformation einen neuen Stellenwert erhält: Sie müsse Wissen verstärkt kuratieren, moderieren und integrieren, dieses in informationelle, erkenntnistheoretische und gesellschaftliche Sinnzusammenhänge stellen und damit als Brückenbauerin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft fungieren. Helfen könnten ihr dabei jene Kompetenzen, die Hannah Arendt für das Politische vorgezeichnet hat. Sauer aktualisiert diese Kompetenzen für die intermediale Öffentlichkeit. Kompetenzen wie die Ausbildung kritischen Denkens, das Vermögen der reflektierenden Urteilskraft und die intersoziale Dialogfähigkeit gelte es auf folgende Aspekte zu beziehen: den Umgang mit Wissen, der selbstreflektiert, sinnhaft und initiativfähig bleiben müsse; die Etablierung von Wissen, wofür ein erweitertes Denk- und Urteilsvermögen entscheidend sei, und die Vermittlung von Wissen, bei der Wissenschaftskommunizierende verstärkt Moderations- und Mediationsaufgaben übernehmen. Wissenschaftskommunizierende würden somit auch das in

kommunikationsethischer Hinsicht entscheidende Regulativ ausüben, unterschiedliche gesellschaftliche Sichtweisen und Standpunkte einander so zu vermitteln, dass daraus gemeinsame Verstehens- und Verständigungsweisen entstehen.

Daniel Eggers beginnt seinen Beitrag mit der Beobachtung, dass die ethischen Aspekte der Wissenschaftskommunikation in den letzten Jahren zunehmend Beachtung finden, nachdem sie lange vernachlässigt worden seien. Die betreffenden Debatten, so seine Darlegung, konzentrierten sich zumeist auf spezifische ethische Probleme, mit denen Wissenschaftskommunikator:innen im Rahmen ihrer Aktivitäten konfrontiert würden. Der Trend zur ethischen Annäherung habe aber auch zu einer stärkeren Beschäftigung mit den normativen Grundlagen der Wissenschaftskommunikation geführt. Sehr populär sei die Vorstellung geworden, dass Wissenschaftler:innen regelrecht dazu verpflichtet seien, sich in der externen Wissenschaftskommunikation zu engagieren und sich aktiv mit der breiteren Bevölkerung auszutauschen. Diese Auffassung habe bei Politiker:innen und Journalist:innen sowie teils auch bei Wissenschaftler:innen Anklang gefunden und werde oft mit der Finanzierung der Wissenschaft aus Steuergeldern begründet. Tatsächlich sei aber insbesondere die theoretische Fundierung einer solchen Pflicht bislang unbefriedigend, anders als das Recht der Gesellschaft auf einen adäquaten Zugang zu wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Einem ähnlichen Gedanken folgend bemerkt *Julia Serong* in ihrem Beitrag zunächst, dass das öffentliche Engagement von Forscher:innen einen wichtigen Beitrag zur Qualität in der Wissenschaftskommunikation leisten könne. Problematisch sei es jedoch, wenn dieses freiwillige Engagement als Verpflichtung angesehen wird. Auch wenn gute Gründe dafür sprächen, müsse die Forderung nach einer individuellen Pflicht zur Wissenschaftskommunikation kritisch reflektiert werden. Entsprechend möchte Serong aus einer systemtheoretischen Perspektive zeigen, dass eine solche Verpflichtung die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit von einer Beobachtungs- in eine Leistungsrelation transformieren würde. Unter den Bedingungen einer polykontexturalen, dezentralen Öffentlichkeit könne dies die dysfunktionale Entdifferenzierung von Wissenschaftskommunikation begünstigen. Stattdessen bedürfe es in der Öffentlichkeitsarbeit sowie im Journalismus einer Anpassung der funktionalen Vermittlungsstrukturen. Serong plädiert daher für eine „Professionalisierung 2.0“ (149) in der Wissenschaftskommunikation, die insbesondere die ethische Reflexion fördert. Hierzu skizziert sie unter Rekurs auf die Prinzipien Nützlichkeit bzw. Verständlichkeit, Richtigkeit bzw. Wahrhaftigkeit, „Ti-

ming“, Gemeinsinn und Unabhängigkeit einen ethischen Orientierungsrahmen für gute Wissenschaftskommunikation.

Der Beitrag von *Horst Pöttker* beschließt die normativen Überlegungen zur Wissenschaftskommunikation. Ausgangspunkt seiner Betrachtung ist folgende Feststellung: Maßgeblich für alle Kultur- und Sozialwissenschaften sei nicht das technische Erkenntnisinteresse, Gegebenheiten und Vorgänge durch das Feststellen objektiver Gesetzmäßigkeiten verfügbar zu machen; grundlegend auch für die Kommunikationswissenschaft sei im Anschluss an Habermas vielmehr das praktische Erkenntnisinteresse an kommunikativer Verständigung, aus der gesellschaftliche Verhältnisse und soziale Integration hervorgehen. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, könne Verständlichkeit kein verzichtbares Beiwerk sein, sondern sei als wissenschaftsethische Pflicht zu erfüllen. In den Kultur- und Sozialwissenschaften finde das fachspezifische Gebot der Verständlichkeit jedoch nur unzureichend Beachtung, wobei dies weniger auf individuelle Unzulänglichkeiten als auf strukturelle Ursachen zurückzuführen sei. Um die Verständlichkeit kultur- und sozialwissenschaftlicher Mitteilungen zu fördern, böten sich u. a. eine verstärkte Beachtung dieses Qualitäts- und Qualitätsmerkmals bei Evaluationen und eine Besinnung auf das leitende Erkenntnisinteresse gesellschaftlicher Verständigung an. Instrumente wie das „Hamburger Modell“ der Psychologen Inghard Langer, Friedemann Schulz von Thun und Reinhard Tausch könnten, so der Autor, dabei helfen, Verständlichkeit zu messen und zu fördern.

Der Beitrag von *Eva-Maria Roehse*, *Arne Freya Zillich*, *Daniela Schlütz*, *Wiebke Möhring* und *Elena Link* leitet Teil IV und damit die Auseinandersetzung mit anwendungsbezogenen Fragen der Wissenschaftskommunikation ein. Die Autor:innen legen dar, wie relevant Projektwebseiten als digitale Form der Wissenschaftskommunikation für die Kommunikations- und Medienwissenschaft seien, zumal sie oft schon in Forschungsanträgen eingeplant werden müssten. Solche Projektwebseiten sollten normativen Anforderungen an digitale Kommunikation sowie forschungsethischen Ansprüchen gerecht werden. Bisher haben eine ausführliche Betrachtung und Analyse gefehlt, wie solche Anforderungen digital umgesetzt werden können. Die Autor:innen setzen sich exemplarisch damit auseinander, wie Projektwebseiten als Orte der Wissenschaftskommunikation normative und forschungsethische Anforderungen einbeziehen können und welche Potenziale und Grenzen sich ergeben. Vor allem interaktive Elemente, die ausführliche Erläuterung von Forschungsergebnissen mithilfe von Erklärvideos und ein Diskussionsforum seien besonders geeignet, um den Ansprüchen an digitale Kommunikationsformate gerecht zu werden. Zielgruppen zu erreichen und zum Partizipieren zu bewegen sei aber eine

Herausforderung, bei der man noch wenig wisse, wie man dieser begegnen könnte. Auch müsse man individuell abwägen, inwiefern der Aufwand für die Konzeption einer Projektwebseite angemessen ist.

Michael Litschka thematisiert in seinem Beitrag notwendige Kooperationen verschiedener Institutionen der Wissenschaftskommunikation hinsichtlich Maßnahmen zur CO₂-Reduktion. Exemplarisch hierfür diskutiert Litschka den ökonomischen Zugang zum Klimaschutz mittels CO₂-Steuer und dessen oftmals mangelnde soziale Akzeptanz aufgrund fehlender Kommunikationsmaßnahmen. Vor diesem Hintergrund plädiert er anhand von drei Beispielen für eine verstärkte institutionelle Übernahme von Verantwortung für Kommunikation auf mehreren Ebenen. Medien, Wissenschaftsorganisationen und Wirtschaftsunternehmen hätten demnach das Potenzial und die normative Verpflichtung, kommunikative Verantwortung im Bereich der CO₂-Einsparung wahrzunehmen. Im Anschluss hieran identifiziert Litschka folgende Kernelemente der Verantwortung: Journalismus und Medienunternehmen sollten neben der traditionellen Verpflichtung zu Medienqualität mittels finanzieller Anreize auch zur Organisation von Ethik im Unternehmen angehalten werden; Wissenschaftsorganisationen und Wissenschaftler:innen sollten auch heterodoxe Ergebnisse ermöglichen und publizieren sowie die Praxisrelevanz mancher Forschung verstärkt darstellen; Wirtschaftsunternehmen sollten den Medien nachhaltigkeitsrelevante Informationen zur Verfügung stellen.

Silke Fürst, Sophia Charlotte Volk, Mike S. Schäfer, Daniel Vogler und Isabel Sörensen konstatieren in ihrem Beitrag, dass die Kommunikation von Hochschuleinrichtungen für den öffentlichen Diskurs über Wissenschaft an Bedeutung gewonnen habe. Sie könne unterschiedlichen Zielen dienen. Sie skizzieren das Verständnis vieler Wissenschaftler:innen, die Kommunikationsabteilungen von Hochschulen seien infolge der New Public Management Reformen des öffentlichen Sektors stärker auf die strategische Profilierung der eigenen Organisation ausgerichtet und orientierten sich weniger am übergeordneten Gemeinwohl. Andere Wissenschaftler:innen gehen dagegen davon aus, dass Hochschulen beiden Zielorientierungen verpflichtet seien. Um das Verhältnis zwischen organisationsbezogenen und gesellschaftsbezogenen Zielen empirisch zu untersuchen, haben die Autor:innen 203 Kommunikationsverantwortliche an Schweizer Hochschulen zu ihrem Rollenselbstverständnis und den Qualitäts- und Erfolgskriterien in ihrer Kommunikationsabteilung befragt. Ihre Befunde zeigen, dass keine grundsätzliche Dominanz von organisationsbezogenen Zielen vorliege und auch gesellschaftsbezogene Ziele im individuellen Rollenselbstverständnis von Kommunikator:innen und in den Qualitäts- und Erfolgskriterien von Kommunikationsabteilungen verankert seien. Die Er-

gebnisse interpretieren sie auch als Belege dafür, dass es wichtig sei, den kritischen Wissenschaftsjournalismus sowie die Verankerung von normativen Leitlinien in der Hochschulkommunikation zu stärken.

Niklas Simon und *Maike Sänger* untersuchen im abschließenden Beitrag einen ähnlichen Themenkomplex. Sie stellen fest, dass Wissenschaftler:innen meist als Expert:innen mit Medienvertreter:innen kommunizieren. Die gemeinschaftliche kommunikative Konstruktion dieser Interaktionsrolle könne sich jedoch zu einem potentiellen Konfliktpunkt in der externen Wissenschaftskommunikation entwickeln, wenn die Erwartungshaltungen der Kommunikationsteilnehmer:innen voneinander abweichen. Anhand von Interviewdaten aus einem aktuellen Forschungsprojekt zeigen sie auf, dass insbesondere Erwartungen an normative und diskursive Positionierungen aus Sicht von Wissenschaftler:innen problematisch werden können. Simon und Sänger führen dies auf den engen Zusammenhang der drei Rollen Aspekte Berufsrolle, Diskursrolle und Interaktionsrolle zurück und stellen abschließend die Frage, ob sich in Zeiten sich wandelnder Ansprüche an die externe Wissenschaftskommunikation auch das kommunikationsbezogene berufliche Selbstverständnis von Wissenschaftler:innen ändern müsse.

Wir freuen uns, wenn der vorliegende Band Impulse liefert für weitere Forschungsarbeiten und für Diskurse in Theorie und Praxis zu den vielfältigen Herausforderungen, die sich stellen, will man Wissen sachgerecht und verantwortungsbewusst kommunizieren.

